

# „Mandela ist mein

## Der Pianist Chris McGregor über Musik und Po

Am vergangenen Donnerstag gastierte er im „Quasimodo“. Mittlerweile ist er in der DDR auf Tour: der Musiker Chris McGregor. Mit dem im französischen Exil lebenden weißen Pianisten, der in seiner Heimat Südafrika nicht mit schwarzen Musikern gemeinsam auftreten darf, sprach für „Die Wahrheit“ unser Mitarbeiter Hans JOHN.

Als gegen 15 Uhr in der Musikwerkstatt von Albrecht Riermeyer das Telefon klingelt, hören die beiden Musiker sofort auf zu proben. Riermeyer hebt ab: „O. k., I'll be here in ten minutes.“ Ernest Mothle und mir ruft er zu: „Kommt, wir holen Chris ab. Er ist angekommen.“ Eigentlich hatten wir den Pianisten schon gestern erwartet. Aber der Nebel auf dem Pariser Flughafen verzögerte den Abflug so sehr, daß es mit der Anschlußmaschine von Amsterdam

nach Berlin-Schönefeld nicht mehr klappte. Doch für Auftritte der Chris-McGregor-Group im Westberliner Quasimodo und anschließend in Leipzig, in der Hauptstadt der DDR und schließlich in Hamburg reicht auch noch der 24. September als Ankunftstag. Der hochgewachsene 50jährige McGregor, dessen Haar einen silbrigen Glanz bekommen ist, ist strahlender Laune. Bei einer Tasse Kaffee und den Klängen eines Musiktitels, bei dem auch seine Frau und seine drei Kinder mitspielen, beginnen wir uns zu unterhalten...

**H. J.:** Du bist in Südafrika geboren und aufgezogen worden. Würdest du dieses Land deine Heimat nennen?

**C. M.:** Natürlich. Aber ja! Was könnte es sonst für mich sein?

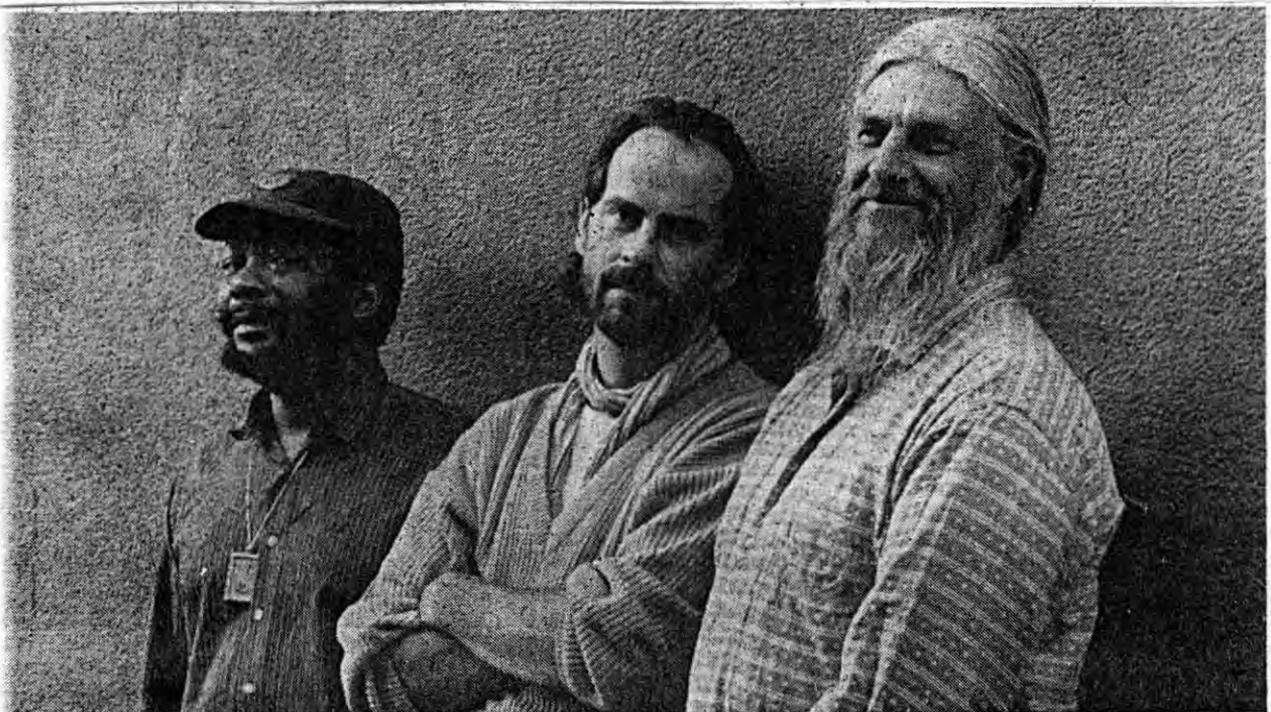
**H. J.:** Glaubst du, daß es eine spezifische weiße Kultur dort gibt? Ich meine nicht Zivilisation, die dort traditionell gewachsen, zum Beispiel wie europäische Kultur, klar erkennbar ist?

**C. M.:** Das ist eine sehr gute Frage.

Laß mich mal überlegen. Hm ... Sicherlich haben sie dort auch mal was von Mozart oder Händel gehört. Aber hauptsächlich denken sie nur daran, daß sie nach ihrer Meinung eigentlich an einer Grenze leben. Kultur? Wenn ja, dann sowas wie eine Cowboy-Kultur, wenn es so was gibt. Sie sind eigentlich sehr primitiv und sehen sich immer noch als Kolonialpioniere. Sie haben kulturell nichts Eigenes, das mit ihrer 250jährigen Existenz zusammenhängen würde.

**H. J.:** Warum hast du Südafrika verlassen? Wann war das? Wer war außer dir dabei?

**C. M.:** Das war 1964. Zusammen mit Mongezi Feza, Dudu Pukwana, Louis Moholo, Johnny Dyani und dem Tenorsaxophonisten Michele Moyeka. Feza und Moyeka sind verstorben. Ich wollte für uns alle eine Karriere aufbauen, die wir im südafrikanischen Untergrund nicht machen konnten. Wir hatten dort alle Möglichkeiten ausgeschöpft.



Chris McGregor, der Schlagzeuger Albrecht Riermeyer, der Bassist Ernest Mothle (von rechts nach links). Unten Johnny Dyani (links) und Dudu Pukwana



Fotos: Yipphie

## Mann '66

itik

**H. J.:** Heißt das, ihr hattet keine Auftrittsmöglichkeiten mehr? Hat man euch abgelehnt, offiziell gemeinsame Auftritte von einem Weißen mit fünf schwarzen Musikern verboten?

**C. M.:** So kann man das nicht sagen. Wir haben das geschickt umschifft, haben auf Konzertvorankündigungen nur den Gruppennamen „Blue Notes“ geschrieben. Wer die Gruppe kannte und mochte, kam dann zum Konzert. Außerdem gibt es durchaus wagemutige Promoter und Manager, die sich einen Dreck um Vorurteile und Druck scheeren, jedenfalls anfänglich, und auch mit Mischgruppen arbeiten. Aber wenn die Sache zu heiß wird, finden sich leicht Ausreden auf dem Boden der Legalität, die das Ganze platzen lassen. Da gibt es sehr subtile Techniken... Wir haben mal einen 14-Tage-Kontrakt für das Luxa-Rama-Theater unterschrieben. Das ist ein Theater, das speziell für Mischlinge, also Leute spielt, die schwarzes und weißes Blut haben. Diese Mischlinge haben bei der weißen Regierung einen Sonderstatus, weil sie oft als Pufferschicht zwischen Schwarz und Weiß benutzt werden. Na ja, nach einer Woche wollte uns der Theaterdirektor grundlos kündigen und natürlich die zweite Woche nicht mehr bezahlen. Wir verwiesen auf unseren Kontrakt. Daraufhin erklärte er, der gelte nicht mehr, da ich einen unmoralischen Akt begangen, nämlich eine schwarze Frau geküßt hätte. Das könne er bezeugen. Tatsächlich war an einem Abend die schwarze Sängerin Mary Masolo, die damalige Freundin von Dudu Pukwana, hinter die Bühne gekommen, hatte uns begrüßt und durch Küßchen viel Glück für den Auftritt gewünscht. Legal gesehen wäre für mich nichts mehr zu machen gewesen, unsere Klage auf das Geld abgewiesen worden.

**H. J.:** Kann man eigentlich von schwarzer Kultur, von schwarzer Musik in Südafrika sprechen?

**C. M.:** Ich bin froh, daß du nicht von afrikanischer Musik sprichst. So etwas gibt es dort nämlich nicht, sondern viele, viele Musiken. Spreche ich von schwarzer Musik oder besser Musiken, dann von denen, die ich gehört habe. Ich bin auf dem Lande geboren. Die Gegend heißt Transkei und ist heute Stammesgebiet. Die Musik spielt dort eine wichtige Rolle im Leben. Zu jedem Anlaß, nicht nur sozialen Gelegenheiten wie Hochzeit oder Geburten, wird gesungen und gespielt. Eigentlich immer. Natürlich gibt es eine schwarze Kultur - die sich ständig erneuert. Nimm zum Beispiel die Erntetänze aus dem Transkei-Gebiet. Jedes Dorf hat andere. Und jedes Jahr werden sie anders getanzt, wird etwas Neues gefunden. Diese beständige Erneuerung ist eine äußerst wichtige Facette, ein spezifischer Gesichtspunkt der schwarzen Kultur.

**H. J.:** Du hast kürzlich deine Eltern in Südafrika besucht. Hat nach deiner Mei-

sch  
1kg

Sauerbraten

Südafrikanische  
Grapefruits

Stück

79

Südafrika im Westberliner Alltag - eine Ladenkette wirbt für Früchte aus der Rassistenrepublik. Boykottiert sie!

nung die Unterdrückung der schwarzen Mehrheit im Verhältnis zu damals zugenommen?

**C. M.:** Mit Sicherheit. Es ist dort ein reiner Militär- und Polizeistaat entstanden.

**H. J.:** Weder der Westberliner Senat noch die Bonner Regierung konnten sich bisher für eindeutige Sanktionen gegen die weiße Apartheidregierung in Pretoria entscheiden. Nur die Antipartheidbewegung fordert einen Importstopp südafrikanischer Güter, Einstellung der Flüge und andere Druckmaßnahmen. Meinst du, daß diese Forderungen der schwarzen Mehrheit in ihrem Kampf helfen können?

**C. M.:** Druck kann durchaus helfen, halte ich für sehr gut! Nur: Als ich zu Hause war, hörte ich die Abschiedsrede eines hohen Militärs, der gerade in Pension gehen sollte. Der sagte: Auch wenn die Politiker durch äußeren Druck gezwungen werden, sich von uns loszusagen, die Armee den Bach hinunterschicken möchten, versichern wir an dieser Stelle schon jetzt der südafrikanischen Öffentlichkeit - und damit meinte er natürlich nur die Weißen - daß wir dessen ungeachtet treulich bis zur letzten Konsequenz auf unserem Posten ausharren werden.

**H. J.:** Und wie steht es bei der Polizei? Zu der gehören ja auch Schwarze.

**C. M.:** Die haben ein bißchen von dem Steak der Weißen zu knabbern bekommen. Aber wenn du durch die Apartheid, deren Machenschaften hindurchschaust und sie immer noch unterstützt, dann machst du dich zu einem Viertelmenschen, du vereinsamst und wirst sehr arm.

**H. J.:** Hast du je Nelson Mandela persönlich getroffen?

**C. M.:** Nein. Aber er hat einen ungeheuren Einfluß auf mein Leben. Was ich jetzt sagte, ist mir sehr wichtig: Seit meinem 20. Lebensjahr ungefähr betrachte ich ihn als mein Vorbild, meinen Mann, meinen persönlichen Helden. Er steht für die Forderung nach Freiheit, eine Forderung, die die Verfassung garantiert.

**H. J.:** Fühlst du dich in Frankreich - dort lebst du jetzt - nicht ein wenig entwurzelt?

**C. M.:** Natürlich bin ich ein bißchen heimatlos, lebe in einer selbstgewählten Diaspora. Aber ich habe viele Freunde, die mich besuchen... ich würde auch gerne nach Südafrika alleine oder mit schwarzen oder weißen Musikern zurückgehen. Aber erst, wenn sich die Verhältnisse geändert haben!